

Joy Fielding
IM KOMA

Joy Fielding

IM KOMA

Roman

Deutsch von Kristian Lutze

Goldmann Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »Still Life« bei Atria Books, New York.

Die im Text enthaltenen Zitate stammen aus:
George Eliot, Middlemarch: Eine Studie über
das Leben in der Provinz.
Übersetzt von Rainer Zerbst, Philipp Reclam, Stuttgart, 1985.



FSC

Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *EOS* für dieses Buch
liefert Salzer, St. Pölten.

3. Auflage
Copyright © der Originalausgabe 2009
by Joy Fielding, Inc.
Copyright © der deutschsprachigen Erstveröffentlichung 2009
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-31204-7

www.goldmann-verlag.de

Für all die wahrhaft wundervollen Frauen
in meinem Leben

KAPITEL 1

Weniger als eine Stunde bevor der Wagen sie mit einer Geschwindigkeit von achtzig Stundenkilometern erfasste, drei Meter durch die Luft wirbelte, ihr sämtliche Knochen brach und ihren Kopf auf dem Beton aufschlagen ließ, aß Casey Marshall noch mit ihren beiden besten Freundinnen im *Southwark*, einem beliebten Nobel-Restaurant in South Philadelphia, zu Mittag und ließ ihren Blick immer wieder aus dem eleganten, schmalen Speiseraum in den wunderschönen abgeschlossenen Innenhof schweifen. Sie fragte sich, wie lange das ungewöhnlich warme Märzwetter wohl noch andauern würde, ob ihr vor ihrem nächsten Termin noch Zeit zum Joggen bliebe und ob sie Janine gestehen sollte, was sie wirklich von ihrer neuen Frisur hielt. Sie hatte behauptet, sie gut zu finden, was gelogen war.

Bei dem Gedanken an die ersten warmen Frühlingstage musste Casey unwillkürlich lächeln, und ihr Blick glitt über den Strauß riesiger, rosafarben leuchtender Pfingstrosen auf dem Stilleben von Tony Scherman und wanderte von dort weiter zu dem prachtvollen Mahagonitresen im vorderen Teil des Restaurants.

»Du hasst sie, oder?«, hörte sie Janine fragen.

»Die Pfingstrosen?«, fragte Casey, obwohl sie bezweifelte, dass Janine das Gemälde je zur Kenntnis genommen hatte. Janine brüstete sich regelmäßig damit, ihre Umgebung gar

nicht wahrzunehmen, was sie allerdings nicht davon abzuhalten schien, für ihre gemeinsamen Mittagessen immer nur die edelsten und teuersten Restaurants auszusuchen. »Ich finde sie fantastisch.«

»Meine Frisur. Du findest sie schrecklich.«

»Ich finde sie nicht schrecklich.«

»Aber zu streng.«

Casey blickte direkt in Janines beinahe stechende blaue Augen, die einen ganzen Tick dunkler waren als ihre eigenen. »Ein wenig, ja«, räumte sie ein. Die harten Konturen des präzise geschnittenen Bobs erdrückten Janines langes, schmales Gesicht und betonten ihr ohnehin spitzes Kinn, vor allem in Kombination mit der pechschwarzen Tönung.

»Ich hatte die ewig gleiche Frisur einfach satt«, erklärte Janine und sah ihre gemeinsame Freundin Gail Bestätigung heischend an.

Gail, die Casey gegenüber auf Janines Seite des Tisches saß, nickte gefällig. »Nun, ein bisschen Abwechslung kann bekanntlich nicht schaden«, sagte sie fast zeitgleich mit Janine, sodass die Sätze sich überlappten wie in einem Kanon.

»Ich meine, wir sind schließlich nicht mehr auf der Uni«, fuhr Janine fort. »Wir sind über dreißig. Man muss mit der Zeit gehen ...«

»Mit der Zeit gehen ist immer gut«, kam das Echo von Gail.

»Es war einfach überfällig, diese Alice-im-Wunderland-Frisur abzulegen.« Janines spitzer Blick blieb an Caseys schulterlangen, naturblonden Haaren hängen.

»Ich mochte deine Haare lang«, wandte Casey ein.

»Ich auch«, stimmte Gail zu und strich sich ein paar fran-sige braune Locken hinters Ohr. Gail hatte nie Probleme mit ihrer Frisur. Sie sah immer so aus, als hätte sie gerade in eine Steckdose gefasst. »Aber so mag ich es auch«, fügte sie hinzu.

»Nun ja, irgendwann ist es soweit: Zeit für etwas Neues! Sagst du das nicht immer?« Die Frage war mit einem derart süßen Lächeln garniert, dass Casey nur mit Mühe entscheiden konnte, ob sie gekränkt sein sollte oder nicht. Klar war auf jeden Fall, dass sie nicht mehr über Frisuren redeten.

»Es ist vor allem Zeit für einen Kaffee«, verkündete Gail und winkte dem Kellner.

Casey beschloss, Janines Anspielung zu überhören. Welchen Sinn hatte es, alte Wunden aufzureißen? Stattdessen hielt sie dem gut aussehenden, dunkelhaarigen Kellner ihre Porzellantasse hin und sah zu, wie die heiße, dunkelbraune Flüssigkeit aus der Tülle der silbernen Kaffeekanne plätscherte. Casey wusste, dass Janine es nie ganz verwunden hatte, dass sie ihre gemeinsam nach der Uni gegründete juristische Personalagentur verlassen hatte, um etwas ganz Eigenes auf die Beine zu stellen, noch dazu in der völlig fremden Branche der Innendekoration. Aber sie hatte sich eingeredet, dass Janine nach einem Jahr zumindest ihren Frieden damit geschlossen hatte. Kompliziert wurde die Angelegenheit durch die Tatsache, dass Caseys neue Firma von Beginn an floriert hatte, während Janines Unternehmen stagnierte, was jeden geärgert hätte. »Es ist wirklich erstaunlich, wie alles, was du anfässt, zu Gold wird«, hatte Janine schon des Öfteren bemerkt, stets begleitet von jenem breiten Lächeln, das über den leicht giftigen Unterton hinwegtäuschte, der Casey nicht entging. Wahrscheinlich war es nur ihr eigenes schlechtes Gewissen, dachte sie jetzt, ohne recht zu wissen, wofür sie sich schuldig fühlen sollte.

Sie trank einen großen Schluck Kaffee und spürte, wie er in der Kehle brannte. Sie und Janine waren seit ihrem zweiten Studienjahr an der Brown University befreundet. Janine hatte gerade von Jura zu englischer Literatur gewechselt, Casey studierte Englisch und Psychologie. Trotz ihrer offensichtlich

völlig gegensätzlichen Charaktere – Casey war eher zurückhaltend und nachgiebig, Janine reizbar und extrovertiert – hatten sie sich auf Anhieb verstanden. Vielleicht ein Fall von Gegensätzen, die sich anziehen. Jede meinte wohl, dass die andere etwas hatte, was ihr selbst fehlte. Casey hatte nie lange über die Frage gegrübelt, was sie zusammengebracht und warum ihre Freundschaft auch die zehn Jahre nach dem Examen überdauert hatte, obwohl in der Zeit ziemlich viel passiert war – darunter Caseys Ausstieg aus der gemeinsamen Firma und vor zwei Jahren ihre Hochzeit mit einem Mann, den Janine – garniert mit dem obligaten strahlenden Lächeln – als »natürlich verdammt perfekt« bezeichnet hatte.

Casey mochte Janine ganz einfach. Und genauso erging es ihr mit Gail, ihrer anderen besten Freundin, die in fast jeder Hinsicht viel unkomplizierter war. Casey kannte Gail seit der Grundschule, und obwohl das mehr als zwanzig Jahre zurücklag, war Gail im Grunde dasselbe arglose nette Mädchen geblieben, das sie immer gewesen war. Bei Gail wusste man immer, woran man war. Sie hatte mit ihren zweiunddreißig Jahren schon ziemlich viel durchgemacht, aber immer noch ein Kichern wie ein schüchterner Teenager. Manchmal kicherte sie sogar mitten im Satz, eine ebenso irritierende wie liebenswerte Marotte. Casey dachte immer, dass es die akustische Entsprechung der Geste war, mit der ein junger Hund sich auf den Rücken warf, um sich den Bauch kraulen zu lassen.

Im Gegensatz zu Janine gab es bei Gail kein Vortäuschen, keine Hintergedanken und auch keine besonders tiefgründigen Einsichten. Meistens hörte sie sich erst einmal an, was die anderen zu sagen hatten, bevor sie sich zu irgendetwas äußerte. Janine grummelte manchmal über Gails Naivität und ihren »gnadenlosen Optimismus«, aber auch sie musste zu-

geben, dass Gail ein angenehmer Mensch war, mit dem man gerne zusammen war. Außerdem bewunderte Casey Gails Gabe, beide Parteien eines Streits anzuhören und jeder Seite das Gefühl zu vermitteln, auf ihrer Seite zu sein. Vermutlich war sie deshalb eine so gute Verkäuferin.

»Alles in Ordnung?«, fragte Casey, wandte sich wieder Janine zu und betete, als Antwort ein schlichtes Ja zu hören.

»Alles bestens. Warum fragst du?«

»Ich weiß nicht. Du wirkst ein wenig ... ich weiß nicht.«

»Tu nicht so. Du weißt doch immer alles besser.«

»Siehst du – genau das meine ich.«

»Was meinst du damit?«

»Was meinst *du* damit?«

»Hab ich irgendwas verpasst?«, fragte Gail und blickte aus großen braunen Augen nervös von einer Frau zur anderen.

»Bist du wütend auf mich?«, fragte Casey Janine direkt.

»Warum sollte ich denn wütend auf dich sein?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und ich weiß wirklich nicht, was du meinst.« Janine berührte das goldene Medaillon an ihrem Hals und nestelte an dem steifen Kragen ihrer weißen Valentino-Bluse. Casey wusste, dass sie von Valentino war, weil sie sie vor Kurzem auf dem Titelblatt der *Vogue* gesehen hatte. Sie wusste auch, dass Janine es sich nicht leisten konnte, fast zweitausend Dollar für eine Bluse auszugeben, aber andererseits hatte ihre Freundin schon über ihre Verhältnisse gelebt, so lange Casey denken konnte. »Schöne Klamotten sind für mich wichtig«, hatte Janine erklärt, als Casey einmal Bedenken zu einer ihrer exorbitanteren Neuerwerbungen äußerte. Gefolgt von: »Ich bin vielleicht nicht mit einem Silberlöffel im Mund zur Welt gekommen, aber ich weiß, wie wichtig es ist, sich gut zu kleiden.«

»Okay«, sagte Casey jetzt, nahm den Silberlöffel neben ihrer Tasse und wendete ihn in der Hand, bevor sie ihn wieder weglegte. »Dann ist es ja gut.«

»Nun, ich bin vielleicht ein wenig verärgert«, räumte Janine mit einem Schütteln ihres neuen geometrischen Haarschnitts ein, sodass mehrere schwarze Strähnen einen Winkel ihres breiten Munds streiften, die sie ungeduldig zur Seite strich. »Nicht deinetwegen«, fügte sie hastig hinzu.

»Was ist denn das Problem?« Casey ließ die vergangenen sechzig Minuten wie im Schnelldurchlauf vor ihrem inneren Auge abspulen. Sie hatten ihre diversen Salate und jeweils ein Glas Wein genossen, ein wenig Klatsch und sämtliche Neuigkeiten ausgetauscht, die sich seit ihrem letzten Treffen vor zwei Wochen ereignet hatten. Alles schien bestens. Es sei denn, Janine haderte immer noch mit ihrer neuen Frisur ...

»Es ist nur dieser kleine Blödmann Richard Mooney – erinnerst du dich an ihn?«, fragte Janine Casey.

»Der Typ, den wir bei Haskins & Farber untergebracht haben?«

»Genau der. Die Knalltüte hat im unteren Drittel seines Examensjahrgangs abgeschlossen«, erklärte Janine Gail. »Hat ein Sozialverhalten wie eine Mülltonne. Kann ums Verrecken keinen Job finden. Niemand, aber auch niemand will ihn einstellen. Er kommt zu uns. Ich sage zu Casey, der Typ ist ein Loser, wir sollten ihn gar nicht erst annehmen, aber ihr tut er leid, und sie meint, wir sollten ihm eine Chance geben. Warum nicht? Zumal sie ohnehin vorhat, uns bald zu verlassen, wie sich herausstellt.«

»Moment mal«, rief Casey und hob protestierend die Hände.

Janine tat Caseys Einwand mit ihrem Megawattlächeln und einem Wink ihrer langen French-Manicure-Fingernägel ab.

»Ich wollte dich bloß ärgern. Außerdem *haben* wir ihn angenommen, und ein paar Monate später *warst* du weg. Oder stimmt das nicht?«

»Nun ja, schon, aber ...«

»Mehr sage ich ja gar nicht.«

Casey hatte Probleme zu verstehen, was genau ihre Freundin eigentlich meinte. Sie dachte, dass Janine eine großartige Anwältin geworden wäre, und fragte sich, warum sie überhaupt über Richard Mooney redeten.

»Also zurück zu Richard Mooney«, sagte Janine, als hätte Casey ihre Verwirrung laut geäußert. Sie wandte sich wieder an Gail. »Wir konnten tatsächlich etwas für den kleinen Blödmann tun. Wie sich herausstellte, hat einer der Partner bei Haskins eine Schwäche für Casey. Sie klimpert ein paarmal mehr als üblich mit den Wimpern, und er willigt ein, es mit Mooney zu versuchen.«

»Das war wohl kaum der Grund«, unterbrach Casey.

»Jedenfalls fängt Mooney bei Haskins an und kann sich dort kaum ein Jahr halten, ehe er wieder rausfliegt. In der Zwischenzeit hat Casey natürlich ihr neues Leben als Dekorateurin der Stars angefangen. Und wer bleibt zurück, um sich mit den Folgen herumzuschlagen?«

»Welche Folgen?«, fragte Gail.

»Welche Stars?«, fragte Casey.

»Nun, ich kann mir nicht vorstellen, dass Haskins & Farber besonders glücklich sind«, sagte Janine. »Die werden in absehbarer Zeit wohl nicht mehr an meine Tür klopfen. Aber ratet mal, wer heute Morgen als Erstes vor meiner Tür stand? Der kleine Blödmann persönlich! Er will einen neuen Job, behauptet, wir haben mit seiner Vermittlung an Haskins Mist gebaut, weil wir haben wissen müssen, dass die Kanzlei für ihn nicht die richtige sei, weshalb es nun auch an mir liege, ihm

eine besser geeignete Position zu verschaffen. Als ich ihm vorschlug, sich an jemand anderen zu wenden, wurde er ziemlich pampig und verlangte, die Chefin zu sprechen. Ich nehme an, er meinte dich«, fuhr Janine mit einem Nicken in Caseys Richtung fort, wodurch eine dicke Strähne blauschwarzer Haare über ihr linkes Auge fiel. »Er hat einen ziemlichen Aufstand gemacht. Ich hätte beinahe den Sicherheitsdienst rufen müssen.«

»Das ist ja furchtbar«, sagte Gail.

»Das tut mir sehr leid«, entschuldigte Casey sich. Janine hatte recht – es *war* ihre Idee gewesen, Richard Mooney anzunehmen; und er *hatte* ihr leidgetan; und vielleicht *hatte* sie bei Sid Haskins auch ein paarmal mehr als üblich mit den Wimpern geklimpert. »Tut mir leid«, sagte sie noch einmal, obwohl sie wusste, dass es nicht der einzige Fall war, bei dem ein Anwalt, den sie einer Kanzlei empfohlen hatten, sich nicht bewährt hatte. Janine war selbst für mindestens zwei Paarungen verantwortlich, die sich als alles andere als ideal erwiesen hatten, obwohl dies wahrscheinlich nicht der geeignete Zeitpunkt war, das anzumerken.

»Ich weiß, dass es nicht deine Schuld ist«, gab Janine zu. »Ich weiß nicht, warum mir das Ganze so zugesetzt hat. Wahrscheinlich PMS.«

»Apropos ... nun ja, nicht direkt«, sagte Casey, hielt inne, uneins mit sich, ob sie weitersprechen sollte, und sprudelte dann doch weiter. »Warren und ich haben darüber gesprochen, ein Kind zu bekommen.«

»Das ist nicht dein Ernst«, sagte Janine, und ihr schmallipziger Mund rutschte gemeinsam mit ihrem spitzen Kinn Richtung Tischdecke.

»Ich kann nicht glauben, dass du bis nach dem Essen gewartet hast, um uns so wichtige Neuigkeiten zu erzählen«, sagte Gail und unterstrich ihren Satz mit einem kurzen Lachen.

»Nun, bis jetzt waren es nur Gedankenspiele.«

»Und jetzt nicht mehr?«, fragte Janine.

»Ende des Monats setze ich die Pille ab.«

»Das ist ja toll!«, flötete Gail.

»Und du bist sicher, dass es der richtige Zeitpunkt ist?«, fragte Janine. »Ich meine, so lange seid ihr doch noch gar nicht verheiratet, und du hast gerade eine neue Firma gegründet.«

»Die Firma läuft super, meine Ehe könnte nicht besser sein, und wie du eben festgestellt hast, sind wir nicht mehr auf der Uni. Ich werde dreiunddreißig. Wenn alles nach Plan läuft, kommt das Baby vielleicht sogar schon um meinen Geburtstag herum zur Welt.«

»Und wann wäre bei dir irgendwas je nicht nach Plan gelaufen?«, fragte Janine mit einem Lächeln.

»Schön für dich.« Gail tätschelte Caseys Hand. »Ich finde es großartig. Du wirst bestimmt eine tolle Mutter.«

»Glaubst du wirklich? Ich hatte ja nicht gerade ein tolles Vorbild.«

»Du hast deine Schwester praktisch alleine großgezogen«, bemerkte Gail.

»Ja, und schau dir an, was aus ihr geworden ist.« Casey blickte wieder zu dem Stillleben an der Wand und atmete tief ein, als wollte sie den Duft der rosafarbenen leuchtenden Pfingstrosen in sich aufnehmen.

»Wie geht es Drew überhaupt?«, fragte Janine, obwohl ihr Ton erkennen ließ, dass sie die Antwort bereits kannte.

»Ich habe seit Wochen nichts von ihr gehört. Sie ruft nicht an und reagiert auch nicht auf meine Nachrichten.«

»Typisch.«

»Sie meldet sich bestimmt«, sagte Gail, diesmal ohne ein leises Lachen zur Untermauerung.

Janine machte dem Kellner ein Zeichen, die Rechnung zu

bringen, indem sie die Finger in der Luft schwenkte, als würde sie den Beleg schon unterschreiben. »Bist du ganz sicher, dass du diesen perfekten Körper aufgeben willst?«, fragte sie Casey, als der junge Mann die Rechnung brachte. »Du weißt ja, er wird nie mehr derselbe sein.«

»Das ist schon okay. Es ist Zeit ...«

»... für etwas Neues?«, frotzelte Janine.

»Deine Brüste werden größer werden«, sagte Gail.

»Das ist doch nett«, sagte Casey, während Janine den Betrag dividierte.

»Fünfzig für jede inklusive Trinkgeld«, verkündete sie kurz darauf. »Warum gebt ihr mir nicht das Geld, und ich lasse alles auf meine Kreditkarte setzen, damit es schneller geht?«

Casey wusste, dass Janines Vorschlag nichts mit der Beschleunigung des Verfahrens, dafür jedoch alles mit der steuerlichen Absetzbarkeit ihres Lunchs als Geschäftsessen zu tun hatte. »Und was machst du am Wochenende?«, fragte sie und gab Janine das abgezählte Geld.

»Ich habe ein Date mit dem Banker, mit dem ich letzte Woche schon mal weggegangen bin.« Janines blaue Augen sprühten keineswegs vor Begeisterung.

»Das ist doch nett«, sagte Gail. »Oder nicht?«

»Eigentlich nicht. Aber er hat Karten für *Jersey Boys*, und ihr wisst ja, wie schwer man an Tickets kommt, wie hätte ich da ablehnen können?«

»Oh, es wird dir gefallen«, sagte Casey. »Es ist fantastisch. Ich habe das Original vor ein paar Jahren am Broadway gesehen.«

»Selbstredend.« Janine lächelte und stand auf. »Und diese Woche wirst du mit deinem fabelhaften Ehemann fabelhafte Babys machen. Sorry«, fügte sie im selben Atemzug hinzu.

»Ich bin echt fies. Das muss PMS sein.«

»Wohin gehst du jetzt?«, fragte Gail Casey, während sie auf ihre Mäntel warteten.

»Ich glaube, ich bleibe noch ein bisschen hier. Eigentlich wollte ich noch joggen, aber die Zeit bis zu meinem nächsten Termin reicht wohl nicht mehr.« Casey sah auf ihre Uhr, eine goldene Cartier, die ihr Mann ihr zu ihrem zweiten Hochzeitstag im vergangenen Monat geschenkt hatte.

»Spar deine Kräfte für heute Nacht«, riet Janine ihr leise und beugte sich herab, um Casey auf die Wange zu küssen. »Komm, Gail, ich setz dich noch bei deiner Arbeit ab.«

Casey sah ihren beiden Freundinnen nach, die Arm in Arm die South Street hinuntergingen, und fand, dass sie einen markanten Gegensatz bildeten: Janine, hoch aufgeschossen und gefasst, Gail kleiner und in alle Richtungen quellend; Janine ein teures Glas Champagner, Gail ein Krug frisch gezapftes Bier.

Und was wäre sie dann, fragte Casey sich. Vielleicht sollte sie einen angesagteren Haarschnitt probieren, obwohl lange blonde Haare eigentlich nie aus der Mode gekommen waren. Und sie passten gut zu ihrem ovalen Gesicht, ihrer hellen Haut und ihren feinen Zügen. »Versuch gar nicht erst, mir zu erzählen, dass du nicht Prom Queen beim Abschlussball deiner Highschool warst«, hatte Janine gleich bei ihrer ersten Begegnung gemeint. Casey hatte damals nur gelacht und geschwiegen. Sie *war* Prom Queen gewesen, außerdem Vorsitzende des Debattierclubs und Mannschaftsführerin des Schwimmteams und hatte überdies einen beinahe perfekten Notendurchschnitt, aber die Leute hatten sich schon immer mehr dafür interessiert, wie sie aussah und wie viel Geld sie besaß. »Irgendjemand hat mir gerade erzählt, dass dein Alter milliardenschwer ist«, hatte Janine bei einer anderen Gelegenheit bemerkt, und wieder war Casey stumm geblieben. Ja, es stimmte,

dass ihre Familie beinahe obszön reich war. Es stimmte auch, dass ihr Vater ein berüchtigter Schürzenjäger war, ihre Mutter eine egozentrische Alkoholikerin und ihre jüngere Schwester ein Drogen konsumierendes Partygirl auf dem Weg zum echten Problemfall. Vier Jahre nach Caseys Examen waren ihre Eltern bei dem Absturz ihres Privatjets bei widrigem Wetter über der Chesapeake Bay ums Leben gekommen, womit ihre Schwester auch offiziell zum Problemfall wurde.

Diese Gedanken nahmen Casey auch noch wenig später in Beschlag, als sie die South Street hinunterging, Philadelphias Entsprechung von Greenwich Village. Es war ein kunterbuntes Gemisch aus beißenden Essenserüchen, schäbigen Tätowierungsstudios, hippen Lederboutiquen und Avantgarde-Galerien. Wahrhaftig eine Welt für sich, dachte sie, als sie South Philly erreichte und auf das große Parkhaus an der Washington Avenue zuing. Das war das Problem, wenn man in der Gegend essen ging – es war beinahe unmöglich, einen Parkplatz zu finden, und sobald man die South Street hinter sich hatte, die die Grenze zwischen Center City und South Philadelphia bildete, war man mehr oder weniger in *Rocky*-Territorium.

Casey betrat das Parkhaus, nahm den Fahrstuhl in den vierten Stock und zog den Wagenschlüssel aus ihrer großen schwarzen Lederhandtasche, während sie auf ihr weißes Lexus-Sport-Coupé zuing, das am Ende des Parkdecks stand. In der Ferne hörte sie einen Motor aufheulen und blickte sich um, sah jedoch nichts. Bis auf die Reihen bunter Pkw war das Stockwerk völlig verlassen.

Sie hörte den Wagen erst, als er schon fast über ihr war. Sie hatte den rechten Arm ausgestreckt, den Daumen auf dem Knopf der Zentralverriegelung, als ein silberner Van um die Ecke schlingerte und auf sie zugeschossen kam. Sie hatte keine

Zeit mehr, das Gesicht des Fahrers bewusst wahrzunehmen oder auch nur festzustellen, ob ein Mann oder eine Frau am Steuer saß. Sie hatte auch keine Zeit mehr auszuweichen. Wie aus dem Nichts wurde sie durch die Luft gewirbelt und schlug mit einem lauten Schlag auf dem Boden auf. Ihr Kopf knallte auf den harten Beton, und sie blieb am Boden liegen, ihr Körper ein schlaffes Häuflein gebrochener Knochen.

Der Van verschwand unverzüglich in den Straßen von South Philadelphia, und Casey Marshall versank im Nichts.

KAPITEL 2

Sie öffnete die Augen in der Dunkelheit.

Und nicht bloß gewöhnliche Dunkelheit, dachte Casey, bemüht, auch nur einen winzigen Lichtschein auszumachen. Es war das schwärzeste Schwarz, das sie je gesehen hatte, eine Mauer, undurchdringlich und dicht, über die sie nicht hinweg- und an der sie nicht vorbeigucken konnte und die nicht den Hauch eines Farbtons oder Schattens erkennen ließ. Als wäre sie versehentlich in ein schwarzes Loch im Universum gefallen.

Wo war sie? Und warum war es so dunkel?

»Hallo? Ist da jemand?«

War sie allein? Konnte irgendjemand sie hören?

Sie erhielt keine Antwort. Casey spürte Panik in ihrer Brust aufsteigen und versuchte, sich mit ein paar tiefen Atemzügen zu beruhigen. Es musste eine logische Erklärung geben, und sie weigerte sich, ihrer Furcht nachzugeben, weil sie wusste, dass diese sich ausdehnen würde, bis kein Platz mehr für etwas anderes wäre. Ihre Angst war wie Gift, das in ihr Blut ausgeschüttet wurde und in jede Faser ihres Körpers vordrang.

»Hallo? Kann mich irgendjemand hören?«

Sie öffnete die Augen und blinzelte, Janines Tadel im Hinterkopf, dass Blinzeln Falten machte. »Janine«, flüsterte Casey, als sie sich vage an ihr gemeinsames Mittagessen erinnerte. Wann war das gewesen? Wie lange war das her?

Noch nicht lange, entschied Casey. Hatte sie sich nicht eben noch von ihr verabschiedet? Ja, genau. Sie hatte mit Janine und Gail in der South Street zu Mittag gegessen – sie hatte einen köstlichen warmen Salat mit Hühnchen und Papayas und ein Glas Pinot Grigio genossen – und war dann zur Washington Street gelaufen, wo ihr Wagen parkte. Und was dann?

Und dann ... nichts.

Casey sah sich über das schräge Deck des alten Parkhauses zu ihrem Wagen gehen, hörte die klickenden Absätze ihrer schwarzen Ferragamo-Pumps auf dem unebenen Betonboden und ein weiteres Geräusch, ein leises Grollen wie ferner Donner, der näher kam. Was war das? Warum konnte sie sich nicht daran erinnern?

Was war passiert?

In exakt diesem Moment merkte Casey, dass sie sich nicht bewegen konnte. »Was ...?«, begann sie und brach ab. Warum konnte sie sich nicht bewegen? War sie festgebunden?

Sie versuchte, die Hände zu heben, konnte sie jedoch nicht spüren. Dann versuchte sie, mit den Füßen auszutreten, konnte diese jedoch ebenfalls nicht verorten. Es war, als wären sie gar nicht da, als wäre sie ein körperloser Kopf, ein Leib ohne Gliedmaßen. Wenn es nur ein wenig Licht gäbe. Wenn sie nur irgendwas sehen könnte. Irgendetwas, das ihr einen Hinweis auf ihre Lage geben konnte. Sie wusste nicht einmal, ob sie lag oder aufrecht saß, wie ihr jetzt bewusst wurde. Sie versuchte, den Kopf zu drehen und mühte sich, als das misslang, ihn wenigstens zu heben.

Ich bin entführt worden, dachte sie, nach wie vor bemüht, ihre Situation zu begreifen. Irgendein Verrückter hatte sie in dem Parkhaus geschnappt und in seinem Garten lebendig begraben. Hatte sie nicht vor Urzeiten einen Film mit genau dieser Handlung gesehen? Mit Kiefer Sutherland als Held und

Jeff Bridges als Bösewicht, wenn sie sich recht erinnerte, sowie Sandra Bullock in einer Nebenrolle als Kiefer Sutherlands bedauernswerte Freundin, die an einer Tankstelle mit Chloroform betäubt wurde und in einem unterirdischen Sarg wieder zu sich kam.

O Gott, o Gott. Hatte irgendein Irrer diesen Film auch gesehen und beschlossen, ihn nachzuspielen? Ruhig bleiben. Ruhig. Ganz ruhig.

Casey bemühte sich, ihren abgerissenen Atem wieder unter Kontrolle zu bekommen. Wenn sie tatsächlich entführt worden war und in einem Sarg unter der Erde lag, war ihr Sauerstoffvorrat begrenzt, und sie durfte keinesfalls verschwenderisch damit umgehen. Obwohl es sich nicht besonders stickig anfühlte. Oder kalt. Oder heiß. Oder irgendwas.

Sie spürte überhaupt nichts.

»Okay, okay«, flüsterte sie und strengte sich an, Spuren ihres Atems in der Dunkelheit auszumachen. Aber sie sah wieder nichts. Casey schloss die Augen, zählte stumm bis zehn und öffnete sie wieder.

Nichts. Nichts außer tiefer, unendlicher Schwärze.

War sie tot?

»Das kann nicht wahr sein. Es kann nicht sein.«

Natürlich war es nicht wahr, erkannte sie dann unendlich erleichtert. Es war ein Traum. Ein Albtraum. Was war los mit ihr? Warum hatte sie das nicht früher begriffen? Sie hätte sich eine Menge nutzlosen Kummer und vergeudete Energie ersparen können. Sie hätte die ganze Zeit wissen können, dass sie nur träumte.

Jetzt musste sie nur noch aufwachen. Los, Dummerchen. Du kannst es. Wach auf, verdammt noch mal. Wach auf.

Sie konnte sich bloß nicht erinnern, ins Bett gegangen zu sein.

»Aber so muss es gewesen sein. So und nicht anders.« Offensichtlich war der ganze Tag ein einziger Traum gewesen. Das Treffen um neun Uhr mit Rhonda Miller, bei dem es um die Gestaltung der neuen Eigentumswohnung der Millers am Flussufer ging, hatte in Wahrheit gar nicht stattgefunden. Sie hatte auch nicht mehrere Stunden lang die große Auswahl an Stoffen bei Fabric Row begutachtet. Oder ihre Freundinnen zum Mittagessen im *Southwark* getroffen. Sie hatten nicht über Janines Frisur und ihre unangenehme Begegnung mit Richard Mooney gesprochen. Der kleine Blödmann, wie Janine ihn genannt hatte.

Seit wann erinnerte sie sich so lebhaft und detailliert an ihre Träume, fragte Casey sich. Vor allem, wenn sie noch mitten im Traum war. Was für ein Albtraum war das? Warum konnte sie nicht einfach die Augen aufmachen?

Wach auf, drängte sie sich und wiederholte es laut: »Wach auf!« Dann noch einmal noch lauter: »Wach auf!« Sie hatte irgendwo gelesen, dass man sich manchmal mit einem lauten Schrei, der einen buchstäblich von einer Ebene des Bewusstseins auf eine andere schubsen würde, aus dem Schlaf reißen konnte. »*Wach auf!*«, schrie sie aus Leibeskräften und hoffte, Warren zu erschrecken, der zweifelsohne in ihrem großen Doppelbett neben ihr friedlich schlief, die Arme locker um sie gelegt.

Vielleicht konnte sie sich deshalb nicht bewegen. Vielleicht war Warren halb auf ihr liegend eingeschlafen oder sie hatte sich in ihre Daunendecke gewickelt wie in einen Kokon, so dass sie sich jetzt nicht mehr rühren und ihre Arme und Beine nicht mehr spüren konnte. Aber noch während Casey diese Gedanken dachte, wusste sie, dass das nicht stimmte. Sie konnte immer spüren, wenn ihr Mann in ihrer Nähe war. Und jetzt spürte sie gar nichts.



Joy Fielding

Im Koma

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 432 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-31204-7

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2009

Der Mörder an deinem Bett

Die 32-jährige Casey Marshall lebt in Philadelphia und ist eine ebenso erfolgreiche wie glückliche Frau: Sie stammt aus vermögenden Verhältnissen, ihr Beruf als Innendekorateurin macht ihr großen Spaß, und soeben haben sie und ihr geliebter Ehemann Warren beschlossen, ein Baby zu bekommen. Da ereignet sich plötzlich ein unfassbarer Vorfall: Casey ist im Begriff, in einer Tiefgarage in ihren Wagen zu steigen, als in letzter Sekunde aus dem Nichts ein Wagen auftaucht und in vollem Tempo auf sie zusteuert. Als Casey im Krankenhaus das Bewusstsein wieder erlangt, ist sie völlig orientierungslos: Sie ist umgeben von tiefster Dunkelheit, sie kann sich nicht bewegen und nicht sprechen, und sie hat keine Ahnung, was ihr widerfahren ist. Mit zunehmender Panik entnimmt sie den Gesprächen der Ärzte, dass sie mehrere Wochen im Koma lag und ihr weiteres Schicksal ungewiss ist. Doch es kommt noch viel schlimmer, als sie einem Gespräch in ihrem Zimmer entnehmen muss, dass sie nicht einem Unfall zum Opfer fiel – sondern einem gezielten Mordanschlag. Und sehr bald weiß sie: der Mörder ist in ihrer Nähe und wartet nur darauf, erneut zuzuschlagen. Aber wie soll sie sich verständlich machen in ihrer verzweifelten Lage? Ein erbarmungsloser Wettlauf gegen den sicheren Tod beginnt ...

Noch abgründiger – noch fesselnder – einfach meisterhaft!